Kinderspiele einst und jetzt.

Es ist eigentlich seltsam: so sehr sich die Welt im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat, und so verschiedenartig unsere Neigung und Anschauungen von den unserer Vorfahren sind, im Kinderspiel ist alles beim alten geblieben. Heute wie ehedem spielt man Ball, kegelt man, treibt man den Reifen, hascht man einander usw. Und auch etwas, das man so gern als eine Errungenschaft der Neuzeit anzusehen geneigt ist, die Pfadfinderei, war schon unseren Urahnen bekannt. Doch wenn auch das Spielproblem immer das gleiche geblieben ist, eine jede Zeit wußte diesem Zeitvertreib einen eigenen Reiz abzugewinnen, und es ist zugleich interessant und amüsant, die alten Chroniken und all die Bücher, die uns von dem Leben unserer Vorfahren berichten, auf die Nachrichten durchzustöbern, die uns von der Art und Weise des Kinderspiels erzählen.

Um vorerst gar nicht einmal so weit zurückzugehen, sei erwähnt, was Frau Rat Goethe an ihre Enkel in Weimar schrieb: „Wenn ich bei Euch wäre, lernte ich Euch allerlei Spiele; als Vögelverkaufen, Tuchdiebes und noch vieles andere.“ Just so gern wie heute spielten auch ehedem die kleinen Mädchen „Kochen“ und „Verkaufen“ im Freien. Geiler von Kaysersberg verdanken wir darüber folgende hübsche Kunde: „Da die Kind Gefetterlin mit einander, da machen sie Saffran und das ist gefärbte Wurz, das ist Süßwurz, das ist Ingwer, und ist alles aus einem Ziegel gerieben und ist Ziegelmehl; und machen Häslein und kochen, und wenn es Nacht wird, so ist es alles nit und stoßen es um.“ Das ist überhaupt mehrfach erwähnt, daß den Kindern das Spielzeug, das sie sich selbst bereiten, in seiner Einfachheit weit größere Freude und besseren Spaß bereitete als kostbarer Tand. In mittelhochdeutschen Dichtungen wird erzählt, wie sich der Jesuknabe Weiherlein im Sande baute, und wie er mit anderen Knaben Vöglein aus Lehm knetete.

Aber nicht nur die Lehmkneterei, sondern auch der Burgenbau im Sande, der heute das Lieblingsspiel unserer Kleinen am Meeresstrande ist, vertrieb unseren Altvorderen in ihrer Jugend die Zeit. So schreibt der Basler Ratsherr Andreas Ryff, der um 1550 geboren wurde, daß er im Alter von fünf bis sechs Jahren eine besondere Lust zum Bauen gehabt habe: „Dann wo ich ein Häufchen Sand oder Grund auf den Gassen gewußt, dabei hat man mich funden, daß ich diese Löcher gegraben und mit Steinen hohe Türme, Häuser und Mauer gebauen hab; bin mit Kalk und Lehm gern umgangen.“

Doch vor allem wurde zu allen Zeiten Soldaten und Krieg gespielt, wobei die politischen Ereignisse der Zeit ihren Einfluß ausübten. Zu Freiburg im Uechtland forderte sich die deutsche und französische Jugend mit den Zurufen „Aleman“ und „Roman“ gegenseitig heraus und lieferte sich förmliche Schlachten, wogegen der Rat 1409 energisch einschritt. Zur Zeit des Bauernkrieges haben, wie Hermann von Weinsberg meldet, die Kinder und Schüler zu Köln allenthalben auch gekriegt, sich geschlagen und bekämpft wie die jungen Hähne, die von St. Jakob mit denen von St. Johann, die von Marien mit denen von St. Marien. Ihn hätten die Buben wider seinen Willen in den Krieg hineingezogen, ihn bei den Haaren gezupft, wofür er zwei zugleich in den Bach gestoßen habe, daß sie schier ersoffen wären. In Georg Wickrams „Goldfaden“ von 1575 wird ein Gefecht beschrieben, das der junge Leufried und seine Schulkameraden mit anderen Knaben hatten, wobei sie sich hölzerner Schwerter und der Brustharnische von Baumrinde bedienten. Als Geschoß dienten Erdklöße. Auch mit Armbrüsten und Bogen schossen die jungen Krieger, ebenso mit dem Blasrohr. Michael Behaim in Nürnberg kaufte 1500 seinem neunjährigen Sohne Friedlein ein solches und dazu dreihundert Kugeln. Am Pfeffertag oder an Georgi hielten die Schulbuben zu Beihingen in Württemberg bis zum Jahre 1808 einen Festtag. Die Truppen waren in Gemmingsche und Schertelsche geteilt. Mit hölzernen Säbeln fochten sie hart miteinander, um schließlich durch Wein und Wecken erquickt zu werden. Uhland erzählt, daß in seiner Knabenzeit sich die Kinder als Franzosen und Österreicher gegenüberstanden, er aber immer gegen die Welscherei Partei genommen habe. So wurden auch einst in der Schweiz die kriegerischen Spiele der Knaben unterstützt und in bestimmte Bahnen gelenkt. Die Behörden liehen den jungen Kriegern Armbrüste und setzten Preise aus. In Zürich waren für die Sieger im Ringleinstechen, das durch kleine Knaben abgehalten ward, ebenfalls Preise ausgesetzt. Allerdings gab es auch schon damals Leute, die das „Soldätisthun“ der Kinder als böses Vorzeichen eines wirklichen Krieges ansahen.

Kinderpflege und Erziehung.

Klatschhaftigkeit. Viele Kinder haben die schlechte Angewohnheit, Unarten ihrer Spielgenossen oder Geschwister bei jeder Gelegenheit umgehend den Eltern anzubringen, um dann mit stiller Genugtuung und Schadenfreude der Bestrafung der Unartigen entgegenzusehen. So schön wie es sein mag, wenn ein gutes Kind im Schrecken über eine Unart anderer der Mutter davon berichtet, so häßlich ist es, wenn solche „Berichterstattung“ reiner Klatschsucht entspringt. In solchen Fällen scheue man sich nicht, das klatschende Kind ebenso wie das verklatschte zu strafen. Es müßte sogar die Strafe des ersteren härter bemessen sein. Außerdem ist es auch erforderlich, daß man ein verklatschtes Kind nie straft, ohne sich genau von den berichteten Vorgängen unterrichtet zu haben, wenn man es nicht überhaupt vorzieht, alle Angeberei unbeachtet zu lassen. Es steht fest, daß man gegen Klatschsucht nie streng genug auftreten kann, solche Angewohnheiten müssen den Kindern frühzeitig ausgetrieben werden.

Das Küssen der Kinder durch fremde Personen, zu denen unter allen Umständen auch die nächsten Verwandten zu rechnen sind, ist eine verwerfliche Unsitte. Man ahnt nicht, wie viele Mund-, Nasen- oder Rachenkrankheiten durch das Küssen auf Kinder übertragen werden können. Diese Vermutung ist kein leerer Wahn, sondern schon hundertfach durch drastische Beispiele erwiesen. Es gilt diese Mahnung besonders für jene Eltern, die sorglos ihre Kinder von weltfremden Leuten küssen lassen, ohne dabei zu bedenken, daß auf diese Weise die schrecklichsten Krankheiten den unschuldigsten Geschöpfen eingeimpft werden können.

Scherz und Ernst.

Schmutzfink und Schweinehund. Jeder kennt diese beiden Ausdrücke, die man, in wenig liebenswürdigem Sinn, im Volksmund oft genug hören kann. Sie klingen allerdings auch nicht sehr schön, aber näher betrachtet, ist ihre Bedeutung doch nicht allzu schlimm; denn alle beide sind im Grunde genommen ganz gute und nützliche Tiere. Was den Schmutzfink anbetrifft, so ist er nichts anderes als unser Buchfink, der bekannte und liebliche Frühlingssänger. Außer den Liebesgesängen kann man vom Buchfink aber auch noch einige andere Singlaute hören, und zwar vor allem einen ganz charakteristischen Ruf, der sich in der Regel auf einen einzigen hohen Ton beschränkt und nur durch kurze Pausen unterbrochen ist. Landleute haben nun zu erkennen geglaubt, daß, so oft der Fink diesen Ruf ertönen läßt, Regenwetter, also schmutziges Wetter im Anzug ist. Auf diese Weise wurde denn der Buchfink, sobald man seinen Wetterruf vernahm, zum Schmutzfink. In bezug auf seine Lebensweise ist der Buchfink durchaus nicht schmutzig, jedenfalls gewiß nicht weniger reinlich als die übrigen Singvögel, und wer einmal zugesehen hat, wie sorgfältig er mit dem Schnabel sein Gefieder zurechtstreicht und glättet, der wird ihn sicher nicht mehr für einen wirklichen „Schmutzfinken“ halten. — Als ebenso harmlos entpuppt sich auch der Schweinehund, wenn wir seinem Ursprung nachgehen. Im frühen Mittelalter, als die Jagd, trotz der strengen burgundischen und alemannischen Gesetze, noch ziemlich „wild“ betrieben wurde, hatte man recht brauchbare Jagdhunde herangezogen; denn die Deutschen liebten von jeher das Jagen in Wald und Busch über alles. In den alemannischen Gesetzbüchern jener Zeit sind nun verschiedene Hunde verzeichnet, wie z. B. Leit-, Trieb- und Spürhunde, die alle zur Jagd verwendet wurden, darunter auch ein sogenannter Biberhund, der unter der Erde jagte — unser heutiger Dachshund, — und endlich auch der Schweinehund, der bei der Eberjagd Verwendung fand, dem gelegentlich aber auch die Hut der Viehherden übertragen war; denn er mußte entlaufene Ochsen und Kühe wieder einfangen. Dieser Schweinehund, auch Saurüde genannt, vermutlich eine Art Bullenbeißer, jedoch wohl größer als unsere jetzigen Arten, kosten bei den Alemannen drei Schillinge, gehörte also immerhin zu den geschätzten Jagdhunden. Somit ist also selbst ein Schweinehund kein niedriges Geschöpf, sondern im Gegenteil ein früher oft verwendetes Nutztier.

Laßt uns lachen.

Gütige Frauen. „Unsere Männer feierten ja an einem Tage Geburtstag?“ — „Ja! Was hast du denn deinem geschenkt?“ — „Ich habe ihm eine Ansichtskarte mit dem Bilde des Gasthauses geschenkt, wo er immer gerne hin möchte.“ — „Und ich habe meinem den Hausschlüssel in Schokolade anfertigen lassen.“

Glänzend widerlegt. „Diese Schwammsucher auf dem Meeresgrund haben doch ein schreckliches Dasein!“ — „Was wollen Sie? So ein Taucher setzt sich einfach auf 'ne Austernbank und frühstückt.“

Auch eine Beschäftigung. „Tag lieber Freund, was treiben Sie jetzt eigentlich?“ — „Ich . . . ich lasse mir den Vollbart stehen.“

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 3. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rabiner.

(Nachdruck verboten.)

(3. Fortsetzung.)

Denn neben den wirklich Reichen und den Fremden, die innerhalb weniger Tage mit heißer Begierde das Leben der Großstadt genießen wollen, zeigt dieser elegante fröhliche Morgenbummel alle Typen, die Berlin an Abenteurern, Hochstaplern, problematischen Existenzen, rücksichtslosen Strebern, verzweifelten Stellungslosen und dunkeln Ehrenmännern besitzt.

Zwischen diesen Spaziergängern nun, die sich in kleinen Gruppen zu zweien, zu dreien und auch vereinzelt in ruhigem Schritt auf dem Pflaster der Friedrichstraße vorwärts bewegten, befand sich auch ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, von schlankem Wuchs, blondem Haar und Schnurrbart und hübschem Gesicht. Es war Erich Hofer.

Er ging langsam wie die andern, aber auf seinen Zügen lag kein freundliches Lächeln. Seine Miene war düster, und seine blauen Augen blickten suchend in die Menge hinein, als wollten sie irgendeinen entdecken, der sich durchaus nicht finden lassen wollte.

Ja, er gehörte jetzt zu denen, die viel Zeit haben. Er wußte durchaus nicht, was er mit sich anfangen, wie er die Zeit nützlich zubringen, wie er sich den immer notwendiger werdenden Erwerb schaffen sollte.

Selbstverständlich hatte die unvermeidliche schwere Auseinandersetzung zwischen ihm und Herrn Junghaus bereits stattgefunden. Es war die schlimmste, die traurigste Stunde in dem Leben Hofers, als er nach der Rückkehr aus Frankfurt seinem Chef zum erstenmale gegenüberstand. Die kurze Haft in Frankfurt, die Verhöre, die er hatte bestehen müssen, waren harmlose Unterhaltungen gegen das nicht lange und durchaus ruhig verlaufende Gespräch, das er mit Junghaus hatte.

Denn Junghaus war ja der Geschädigte; aus seiner Kasse mußte das Vermögen bezahlt werden, das der gestohlene Schmuck kostete; und in seinen Worten, seinem Ton, seinen Blicken lag nicht etwa das Mißtrauen, der Verdacht, daß Hofer vielleicht an dem Diebstahl irgendwie einen Anteil haben mochte, sondern der ganze deutliche Vorwurf, daß er für die Bewahrung von Kostbarkeiten von so gewaltig hohem Wert die nötige Vorsicht außer acht gelassen habe. Welche Mittel er hätte anwenden müssen, um gegen Diebstahl und Raub geschützt zu sein, das war seine eigene Sache. Darum war er ja auch die Person, der man dieses große grenzenlose Vertrauen geschenkt hatte; er stand also in jeder Beziehung für alle Folgen ein. Wenn jetzt die Firma so schwer geschädigt war, so lag die Schuld mehr noch an der Unachtsamkeit Hofers, als an der Tat des noch unaufspürbaren Diebes.

„Ich kann sie natürlich nicht mehr beschäftigen“, sagte Herr Junghaus trocken, „selbst wenn ich es wollte. Es würde nur demoralisierend auf die anderen Herren einwirken. Wir könnten uns auch kaum in die Augen sehen. Und ich glaube, Sie werden vorläufig auch in einem andern Hause keine Stellung finden, bis nicht etwas Klarheit in die Sache gekommen sein wird.“

Junghaus hatte vollkommen recht. Und er zeigte sich sogar sehr großmütig. Denn als Hofer ihm das Geld anbot, das er sich im Laufe der Jahre von seinem Gehalt abgespart hatte — mehrere tausend Mark — nur um den Schaden in etwas gut zu machen, schüttelte Herr Junghaus den Kopf und meinte:

„Das macht mich nicht reicher. Für dieses Geld haben Sie bei mir lange gearbeitet, und Sie werden es wahrscheinlich sehr nötig brauchen. Sie müssen ja leben. Bemühen Sie sich, von dem Gelde etwas zur Aufklärung der Sache und zur Entdeckung des Schmuckes zu tun. Ich selbst habe ja einen hohen Preis ausgesetzt.“

Damit war Hofer bis auf weiteres und sicherlich auf immer entlassen und stand nun vor dem Problem einer Zukunft, die ihm nichts Freundliches versprechen mochte.

Es war ihm, als fehlte ihm jeder Halt. Er war vollständig auf sich allein angewiesen, ohne Trost, ohne Rat von irgendeiner Seite. Selbst Else — seine geliebte Else, die am Abend seiner Rückkunft so tapfere Worte gesprochen hatte, schien ihn verlassen zu wollen. Er hatte sie schon seit Tagen nicht gesehen und keine Zeile von ihr empfangen. Sie hatte ihm wenige Tage nach dem letzten Wiedersehen geschrieben, daß sie eine große Auseinandersetzung mit ihrem Vater gehabt habe, der in seiner Stellung als Geheimrat geradezu verzweifelt darüber sei, daß seine einzige Tochter zu einem Manne in Beziehungen stände, dessen Name in nicht ganz zweifelsfreier Weise so oft in den Zeitungen erwähnt worden sei. Um des lieben Friedens willen habe sie fest versprochen, vorläufig mit ihm, Erich, nicht zu verkehren, auch nicht an ihn zu schreiben. Freilich nur vorläufig, bis die hochgehenden Wogen ein wenig abgeebbt sein würden. Denn sie liebe ihn, sie werde bei ihm bleiben, und sie würde in dem Moment bei ihm sein, wenn sie ihm mit ihrer Liebe werde zur Seite stehen müssen.

Hofer schüttelte traurig den Kopf. Waren das nicht leere Worte, freundliche Vertröstungen? Wann wäre er jemals mehr auf ihre Liebe, ihren Zuspruch angewiesen, als gerade jetzt, da er von der ganzen Welt verlassen und von den Menschen geradezu ausgestoßen war! — — — —

Mit einer tiefen Bitterkeit, die ihn vollständig beherrschte, mit schwerem Herzen schritt er dahin, spähend, suchend, und dennoch, ohne etwas zu sehen. Das bunte Leben, das sich neben ihm, vor ihm, hinter ihm bewegte, war ihm nur eine Qual. Er ging mechanisch dahin, er suchte und wußte nicht was, immer wieder in seine trüben Gedanken zurückfallend, immer neu über das Rätsel brütend, dessen Opfer er geworden war.

Da tönte plötzlich eine Stimme an sein Ohr — er wurde angerufen und aus dem dumpfen Sinnen gerissen. Wie aus einem Traum erwachend, zuckte er nervös zusammen und blickte fragend auf.

Ein junger Mann mit einem rötlichen Schnurrbart und einen Kneifer vor den Augen stand vor ihm, ihn lächelnd betrachtend.

„Sie brauchen nicht zu erschrecken, Herr Hofer — ich bin es“, sagte der junge Mann mit gutmütigem Spott.

„Ach, Herr Dr. Thomas —“

„Ja, in eigener Person“, bemerkte dieser. „Ihr Fall hat mich außerordentlich interessiert. Eine tolle Geschichte.“

Doktor Thomas war ein Referendar, der sein knappes Einkommen dadurch erhöhte, daß er seinen Bekannten juristischen Rat gab, Eingaben für sie verfaßte und ihnen überall half, wo der teure Rechtsanwalt entbehrt werden konnte. Er war ein liebenswürdiger, heiterer, gutmütiger Mensch, gefällig und leicht zugänglich, so daß sein Bekanntenkreis sich immer mehr vergrößerte und Menschen verschiedenster Berufsarten umfaßte. Hofer hatte ihn einmal in einer Gesellschaft junger Leute kennen gelernt und war im Laufe der Zeit mehrmals mit ihm in Berührung gekommen.

Ein Händedruck — und sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her.

„Sie sind ja ein so kluger Mensch“, begann Hofer, „wissen Sie vielleicht einen guten Rat für mich?“

„Wieso denn?“

„Wie man den Dieb ausfindig machen könnte.“

Doktor Thomas lachte.

„Darüber zerbrechen sich schon erfahrenere Leute als ich den Kopf“, sagte er. „Wenn die Polizei die Sache nicht ausfindig macht, dann ist wohl alle Mühe vergebens.“

„Und wenn die Polizei den Dieb nicht entdeckt?“

„Wenn sie ihn nicht entdeckt und auch der Zufall nicht mithilft, ist das gestohlene Gut eben verloren.“

„Und der Verdacht bleibt dann an meiner Person hängen —“

„Ach bewahre —“ meinte Thomas entschieden. „Wie die Dinge liegen, hat kein Mensch gegen sie Verdacht.“

„Und dennoch bin ich dazu verurteilt, müßig herumzugehen“, klagte Hofer. „Bei meinem Chef konnte ich nicht bleiben, und andere wollen mich nicht nehmen. Ich weiß gar nicht, was ich mit mir anfangen soll. Das Vernünftigste wäre wohl — ein Strick um den Hals.“

„Na, so eilig werden Sie es doch wohl nicht haben“, meinte Thomas lächelnd, „Sie sind ja ein tüchtiger Kaufmann und werden vielleicht auch in einer andern Branche tätig sein können.“

Hofer sah den Sprecher von der Seite an. „Der redet auch nur wie ein Büchermensch“, dachte er, „vom wirklichen Leben hat er keine Ahnung.“

Als wenn Thomas die Gedanken Hofers erraten hätte, sagte er:

„Da fällt mir ein — was Sie ja eigentlich auch gut wissen — im Café Nordstern wird ja ein schwunghafter Handel mit Juwelen aller Art getrieben. Ein erfahrener Fachmann wie Sie könnte vielleicht da gute Geschäfte machen.“

„Zweifelhafte Geschäfte, wollen Sie sagen, lieber Herr Doktor“, bemerkte Hofer. „Und auch, wenn ich es wollte — so lange noch die gräßliche Unklarheit herrscht — nein, davon muß ich die Hände lassen.“

„Na ja“, sagte Thomas gedankenvoll. „Sie haben wohl recht. Ihre Lage ist nicht beneidenswert . . .“ Er sann eine Weile, dann sagte er lebhaft: „Da fällt mir etwas ein. Kennen Sie Herrn Strecker?“

„Nein.“

„Ein guter Bekannter von mir, Kaufmann — macht alle möglichen Geschäfte, wo es was zu verdienen gibt. Ich glaube, er braucht einen Mann, wie Sie sind. Nicht gerade als Angestellten, aber von Fall zu Fall — einen Menschen, der sich auf Diamanten und Juwelen aller Art als Fachmann versteht. Soll ich Sie mit ihm bekannt machen?“

„Oh, ich wäre Ihnen dafür sehr dankbar . . .“

Sie schüttelten sich die Hand, und jeder ging seines Weges. Dr. Thomas hatte versprochen, mit Strecker über die Sache zu reden und Hofer bald von dem Resultat in Kenntnis zu setzen.

Doch schon in dem Moment, als er den jungen Referendar aus den Augen verlor, gab Hofer jede Hoffnung auf. Liebenswürdige Menschen versprechen so viel . . . Wer würde sich eines Mannes annehmen, mit dem man eigentlich nur aus purer Menschlichkeit einige freundliche Worte wechselt? . . .

Man erlebt manchmal Überraschungen, die um so mehr verblüffen, weil sie selbst in Momenten schönster Träume in das Gebiet des Unmöglichen verwiesen werden. Hofer hatte das Gespräch mit Dr. Thomas schon keine Stunde, nachdem es stattgefunden, völlig vergessen. Als er nun am Morgen des andern Tages eine Postkarte in der Hand hielt, die mit Dr. Thomas unterschrieben war, mußte er sich erst besinnen, was der junge Referendar ihm mitzuteilen hätte. Da war es ihm aber eine sonderbare Überraschung, daß Thomas in der Tat an ihn gedacht und wirklich mit dem Mann gesprochen hatte, dessen Namen er genannt. In der Postkarte teilte ihm Dr. Thomas in trockenen Worten mit, daß dieser Herr Strecker im Laufe des Vormittags seinen, Hofers, Besuch erwarte.

Der erste freundliche Augenblick seit langen Wochen . . . Endlich eine Aussicht auf Beschäftigung, auf etwas Arbeit, auf eine Erlösung aus jenem schrecklichen Zustand, der nur ein trauriges Hindämmern und Nichtstun war.

Ohne sich lange über die bevorstehende Unterredung den Kopf zu zerbrechen, machte er sich fertig und begab sich auf den Weg.

Das Bureau des Herrn Strecker lag im belebtesten Stadtteil Berlins, in der Charlottenstraße, in einem jener neuen Häuser, die mit ihren palastartigen Fassaden nicht zum Wohnen, sondern nur für den Geschäftsbetrieb eingerichtet sind. Das Parterre und drei Stockwerke enthielten ausschließlich Lagerräume von ungeheurer Größe und Länge, nur bestimmt für Warenlager und leichteren Fabrikbetrieb. Das vierte Stockwerk war hotelartig in kleinere und größere Zimmer mit besonderen Eingängen abgeteilt. Da reihte sich auf den langen Korridoren Bureau an Bureau, jedes von einem andern Geschäftsbetrieb, von einem andern Inhaber besetzt.

In diesem vierten Stockwerk nun, in den alle Mieter und Besucher rasch und leicht mittels eines elektrischen Aufzuges gelangten, befand sich auch das Kontor des Herrn Robert Strecker. Was für ein Geschäft Herr Strecker betrieb, war ebenso wenig aus dem Adreßbuch wie aus der großen Tafel ersichtlich, die unten zu beiden Seiten des Toreinganges alle Mieter des Hauses mit ihren Branchen in goldenen Buchstaben aufführte. Da konnte man nur die einfache Inschrift lesen: „Robert Strecker. IV. Etage.“

Als Erich Hofer im vierten Stockwerk aus der Kabine des Treppenaufzuges herausgetreten war, hatte er einige Mühe, in den endlos langen, stellenweise sich kreuzenden Gängen das Bureau zu finden. Schließlich aber gelangte er doch zu der Nummer, die ihm der Aufzugwärter angegeben hatte, entdeckte auch das kleine Täfelchen an der Tür mit dem kurzen Worte „Strecker“, klopfte an und trat ein, als ein energisches „Herein“ von innen ertönte.

Das Bureau sah innen hübscher aus, als man draußen erwarten mochte. Salonartig ausgestattet, mit einem den ganzen Fußboden bedeckenden Teppich, mit einem schweren, großen Kanapee, zwei eleganten Polstersesseln und Bildern an den Wänden machte das Zimmer einen freundlichen anheimelnden Eindruck. Ein gewaltiger, eleganter Schreibtisch, mit vielen Papieren und Akten fast ganz überdeckt, stand in der Nähe des Fensters.

An diesem Schreibtisch nun saß ein Herr, sichtlich von untersetzter Gestalt, mit breiten Schultern, etwas kurzem Hals, mit einem klugen Gesicht, das von einem kurz geschorenen dunkelblonden Bart umrahmt war, und einer schmal gefaßten goldenen Brille vor den grauen Augen.

Erich Hofer stellte sich vor und zeigte die Karte, die er von Dr. Thomas erhalten hatte.

„Ach so“, sagte Herr Strecker, „ja, Doktor Thomas hat mit mir über Sie gesprochen. Bitte, nehmen Sie Platz“ — er wies auf einen Stuhl neben dem Schreibtisch.

Hofer setzte sich und wartete auf die Ausführungen Streckers.

„Es ist eigentlich noch etwas Werdendes, noch sehr in den Anfängen, was sie interessieren könnte“, fing Strecker an. „Und eigentlich ist es noch gar nicht vorhanden. Wir können unsere jetzige Unterredung höchstens als eine kleine Vorbesprechung betrachten. Ich setze voraus, daß Sie es nicht dringend haben, sofort Geld zu verdienen.“

„Dringend nicht“, bemerkte Hofer, „ich kann noch eine Weile zuwarten. Aber lieb wäre es mir, wenn bald etwas käme.“

(Fortsetzung folgt.)

Nach Jahren.

Skizze von J. Haydn.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„Ein ähnlicher Herbstabend war es“, sprach sie nach einer Weile, „als sie ihn holten, Sie verstehen mich doch? Welche Schreckenstage, welche qualvollen Nächte gingen jenem Herbsttage voran! Des Betruges war er angeklagt! Er, der Millionen in den Abgrund geworfen, ohne daß er selbst etwas davon hatte. Der Spielteufel hatte ihn erfaßt, und in solcher Hand schmilzt das Geld wie Schnee in der Sonne! Aber nicht dorthin — Sie verstehen mich doch — gehören derartige Menschen, ins Irrenhaus mit ihnen, denn sie sind schwachsinnig und gefährlich! Sie lassen ihre ahnungslosen Frauen, ihre armen Kinder auf einem Vulkan tanzen, um sie nachher ihrem Schicksale preiszugeben. Und wie man über mich herfiel! Oh, diese Verwandten, diese guten Freunde! Ich habe Schmähungen ertragen, ich habe Tränen geschluckt und erduldete meiner Kinder wegen alles, alles. Damals fühlte ich, daß mich der Wahnsinn angrinste, denn Schande ist ärger als Unglück!“

Es überlief mich eiskalt! Was war mein Schicksal gegen das dieser Frau? Ich, die ich mein Ideal im Herzen tragen konnte, die ich trotz des Trennungsschmerzes mich in ein Paradies schöner Erinnerungen versenken kann! Und sie! Die ohne Liebe, ohne Leidenschaft geheiratet hatte, wie so viele Mädchen die von ihren Eltern ihnen zugeführten reichen Freier heiraten!

„Sie haben ein starkes Herz“, sagte ich ihr, „Sie haben sich über Ihr unverschuldetes Unglück erhoben!“

„Aber nur durch die Arbeit!“ rief sie. — „ich sann Tag und Nacht, wie ich von meinen Fähigkeiten den richtigen Gebrauch machen könnte, ich strebte nach Unabhängigkeit, denn ich wollte nicht fort und fort das bittere Brot der Almosen essen! Mein Maltalent, das ich auch in guten Tagen gepflegt hatte, eröffnete mir bald eine Hilfsquelle. Eines meiner Bilder wurde zu gutem Preise angekauft. Sie haben es vielleicht gesehen? Es stellt eine Szene aus meinem eigenen Leben dar, ich nannte es „Vertrieben“.

Ich habe dieses Bild gesehen. Eine junge elegante Frau verläßt mit ihren beiden Kindern ihr geliebtes Heim für immer. Sie steigt eine Marmortreppe herab, die Dienerschaft bis auf eine getreue Dienerin, die weinend dasteht, zeigt Hohn und Schadenfreude.

„Das Bild ist wirklich stimmungsvoll und schön“, sprach ich zu der Unglücklichen, „ich drücke Ihnen meine Bewunderung aus.“ —

„Wenn man, so wie ich, mit seinem Herzblut gearbeitet hat, ist die Anerkennung teuer erkauft“, gab sie zurück. „Welch eine Stunde war es, als ich aus meinem eigenen Hause vertrieben, so recht fühlte, welchem Leben der Entsagung, des Kummers und der Sorge ich entgegenging!“

„Sie haben sich aber bewährt, wer hätte Ihnen solchen Heroismus zugetraut?“

„Man wehrt sich eben“, entgegnete sie, „wenn das Leben zum Kampf herausfordert! Dann, wie gesagt. Die Mutterliebe und das Mitleid für meinen unglücklichen Mann hielten mich aufrecht! Wenn er auch nie verstand, mich glücklich zu machen — dazu war er zu viel Egoist und Gewohnheitsmensch, — gemächlich hatte er mir doch das Leben gestaltet, und was das bedeutet, erkennt man erst in der Not!“ — — —

Es war Abend geworden, als wir die Stadt erreichten. Der Sturm hatte sich gelegt. Am dunklen Himmel glänzten schon Sterne, hell beleuchtete Fenster zeigten sich an den Häusern. Vor einem der letzten hielt meine Begleiterin an. Sie deutete auf dessen Erdgeschoß, indem sie sagte:

„Dort wohne ich, aber von nun an nicht mehr allein. Heute abend noch — — — ich erzählte Ihnen doch vorhin, daß nur ein Wiedersehen bevorsteht.“ — — —

Sie drückte mir warm die Hand, mich bittend, sie zu besuchen. Dann eilte sie in das Haus. —

Ich blieb wie gebannt noch lange davor stehen, ich starrte nach den Fenstern, von denen nun zwei sich erhellten.

Plötzlich hörte ich das Rollen eines Wagens, der vor jenem Hause anhielt. Ein Mann entstieg ihm. Sein weißes Haar leuchtete durch die Nacht, seine Gestalt war gebeugt. Ich hatte ihn gekannt, als er blondlockig und lebensfroh, der Traum so manchen Mädchens, war, als er reich und hochgeachtet der Stolz seiner Vaterstadt gewesen — und so sah ich ihn nach Jahren wieder, — müde, gebrochen!

Es schien, als ob er Mut fassen wollte, denn er blieb ausatmend vor der Haustür stehen.

Dann trat er rasch ein.

Welch ein Wiedersehen hinter jenen hellen Fenstern!

Berühmte Clowns.

Von Friedrich Huth.

Die armen Clowns, die so beharrlich zu unserer Belustigung arbeiten, sind nicht immer die glücklichsten Menschen, die die Erde trägt. Ihr ganzes Sinnen und Trachten muß darauf gerichtet sein, unsere Lachmuskeln in Bewegung zu setzen, und während sie das Publikum erheitern und belustigen, leiden sie unter ihrer Maske, wenn sie mißgestimmt oder traurig sind. Das Publikum will aber amüsiert sein, verlangt seinen Tribut und fragt wenig nach den Privatinteressen und Privatschmerzen des Herrn Spaßmachers.

Von Billy-Hayden, einem der berühmtesten Clowns, wird folgende Geschichte erzählt: Seine Frau lag im Sterben, aber der unglückliche Mann wollte doch seine Pflicht nicht versäumen, da der Erfolg wesentlich von seinem Auftreten abhing. Er war brillant wie immer trotz der schrecklichen Unruhe, die ihn verzehrte; während einer Pause fragte man ihn nach dem Befinden seiner Gattin, und er erzählte unter Tränen, wie schlecht es ihr gehe. Dann mußte er sich von neuem aufraffen und sich mit einigen halsbrecherischen Purzelbäumen wieder einführen. Inzwischen war aber ein Bote gekommen, der den Künstler an das Sterbebett seiner Frau rief. Haydn begriff, was geschehen war und verließ sofort die Arena. Die Menge draußen hatte keine Ahnung, welches Unglück den Künstler betroffen hatte; man rief nach ihm, man wollte weiter lachen — und der Mann da drinnen weinte die bittersten Tränen. Er gönnte sich nur gerade so viel Zeit, seine Narrenkleidung abzulegen; dann eilte er, das Gesicht noch mit der weißen Schminke bedeckt, heim, um den letzten Atemzug seiner sterbenden Gefährtin zu vernehmen.

Die meisten Clowns sind Engländer oder Amerikaner; erst mit dem angelsächsischen Akzent ist der Hanswurst vollkommen. Natürlich gibt es auch italienische, französische und deutsche Clowns, aber bei aller Verve finden sie doch selten den rechten Ton. Des Engländers Lachen wirkt unwiderstehlich unter dem britischen Phlegma und unter dem unerschütterlichen Ernst, der die Söhne Albions selbst in den drolligsten Situationen nicht verläßt.

Die französischen Clowns haben vielfach den berühmten August nachgeahmt, der so vortrefflich den Schwachkopf spielte. Aber niemand kam ihm gleich. Er war ein raffinierter, eigenartiger Künstler, und seine Szenen waren geistvoll und originell. — Die berühmtesten Clowns, außer dem soeben erwähnten Hemp (genannt August), waren Beswell, Lander und die sechs Brüder Hanlon-Lee.

Die Hanlons waren gleichzeitig Clowns, Akrobaten und Musiker. Während einer Vorstellung in Cincinnati hatte sich der älteste, Thomas Hanlan, eine schwere Kopfverletzung zugezogen und kam knapp mit dem Leben davon. Die Kopfwunde heilte, man nähte ihm die Haut zusammen, so gut es ging, und nun konnte er wieder in den Vorstellungen mitwirken. So oft aber seine Brüder ihm auf seinen armen zusammengeflickten Kopf sprangen, hatte er unerträgliche Schmerzen. Er wollte an gewissen Tricks nicht mehr teilnehmen, aber Georg Hanlon, der die Truppe leitete, schenkte ihm keinen Glauben, schalt ihn faul und tadelte ihn, weil er nicht einmal einen Schmerz verbeißen könne. Thomas mußte nachgeben. Aber eines Abends, als er wieder einen Menschen auf seinem Schädel trug, schnitt er eine fürchterliche Grimasse von einer unwiderstehlichen Komik; das Publikum schüttelte sich vor Lachen. Der arme Bursche, der seine Energie bis zum Äußersten getrieben hatte, war ganz plötzlich wahnsinnig geworden! —

Foottit, der berühmte Franzose, war der amüsanteste und geistreichste Vertreter seiner Kunst. Er war in einer Person Schöpfer, Musiker, Kostümschneider und Schauspieler seiner kleinen raffinierten Lustspiele, die die Pausen zwischen zwei Nummern des Programms ausfüllten. Eines seiner Verdienste bestand darin, daß er Chocolat entdeckte, einen anderen Clown, dessen Name bekannt wurde. Chocolat war ein Neger und tiefschwarz, während sich Foottit ganz weiß schminkte. Chocolat begann seine Laufbahn als Stalljunge. Foottit bemächtigte sich seiner, ließ ihn in seinen kleinen Possen mitwirken und gab ihm, damit er sich nach Belieben ohrfeigen lasse, für den Abend 40 Sous. Diese Ohrfeigen wurden ein Glück für Chocolat, er wurde berühmt und reich.